



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

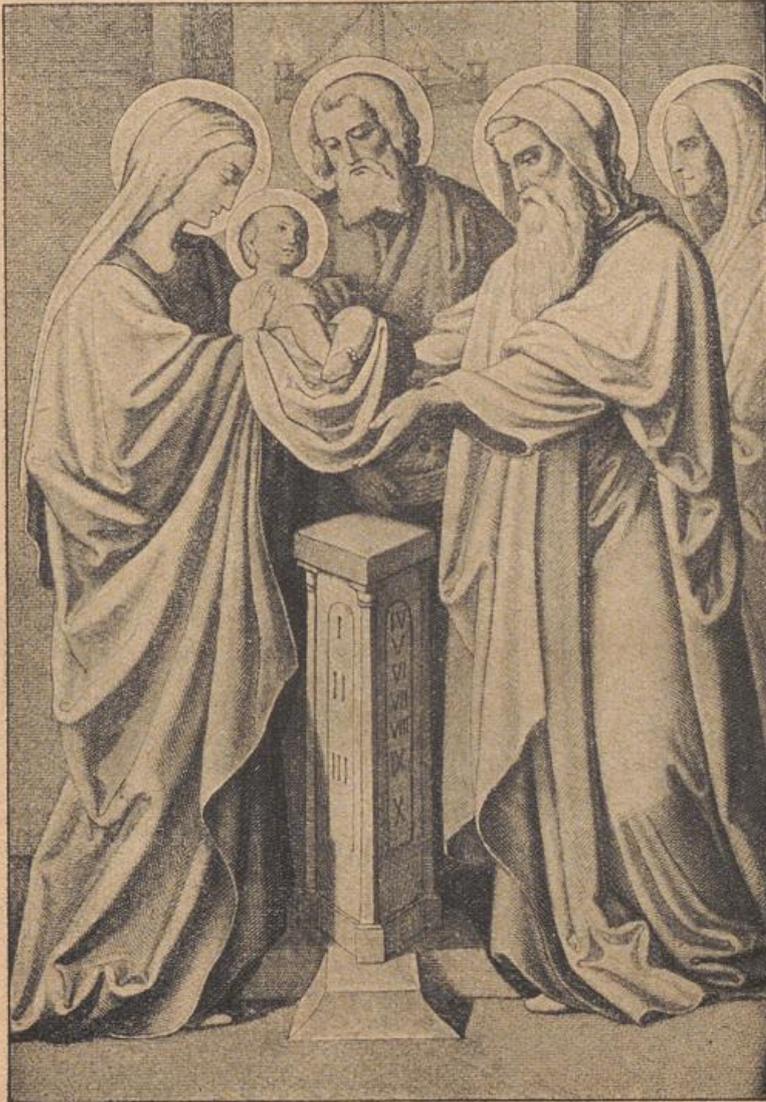
Caritasblüten aus der Mission 1933

2 (1933)

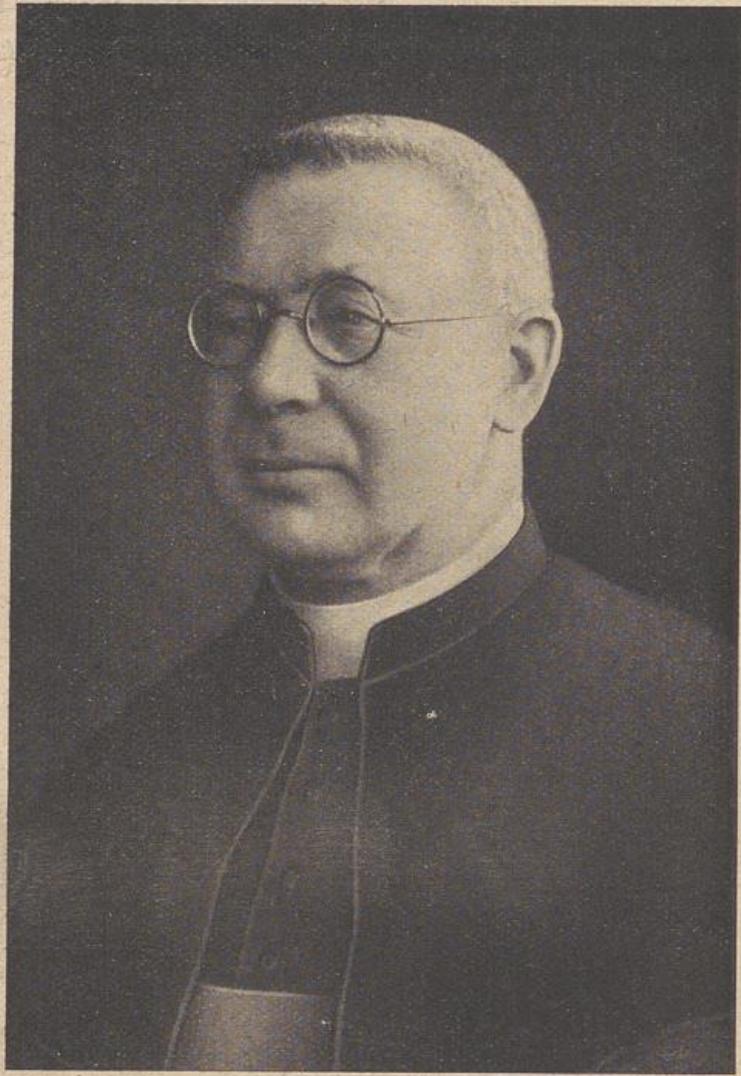
Caritasblüten

Nr. 2

1933



Vater du hast mir gegeben
Einen Leib und das menschliche Leben.
Ich geb dir dafür meinen Willen,
Um nur den deinigen zu erfüllen.



Hochwürdigster Herr

Dompropst, Professor, Dr. theol., Dr. phil.

Johannes Linneborn

Protonotarius Apostolicus, Erzbischöfl. Official,

Mitglied des Preuß. Landtags,

Ehrenbürger der Akademie Paderborn

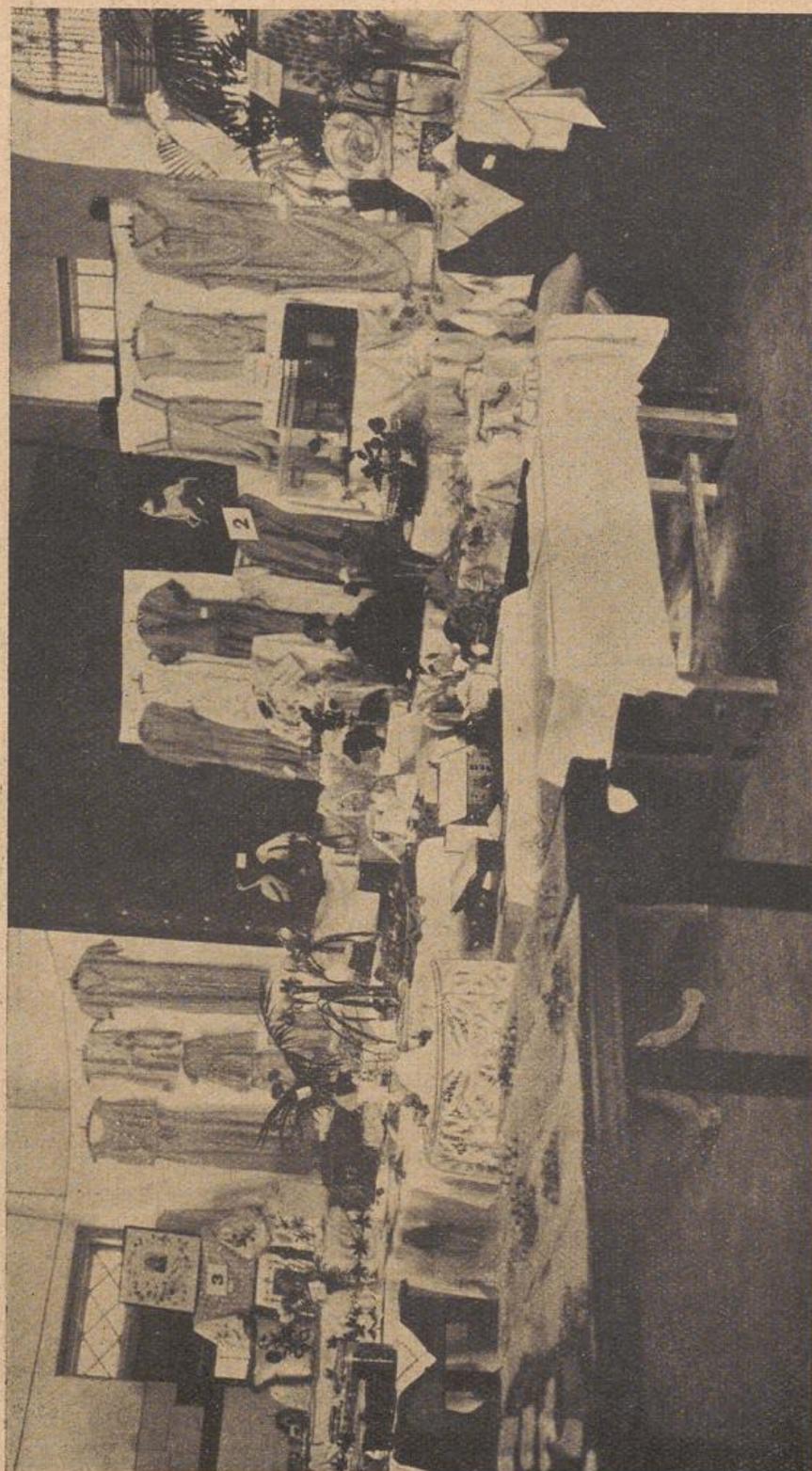
im Herren entschlafen am 22. Januar 1933.

Das unerwartet rasche Hinscheiden des Hochwürdigsten Herrn Dompropstes Dr. Linneborn hat alle Mitglieder unserer Genossenschaft mit tiefem Schmerz erfüllt. Er war nicht nur ein Priester nach dem Herzen Gottes, ein unermüdlicher Kämpfer für die Rechte der hl. Kirche und seines Vaterlandes, eine Säule und Stütze seiner Familie und seiner Heimat, sondern auch ein treuer Fürsorger für unsere Genossenschaft, welcher er seit mehr als zehn Jahren als Superior mit väterlicher Hingabe seine Dienste zur Verfügung stellte. Besondere Sorge widmete der teure Verstorbene dem Ausblühen unseres deutschen Provinzialhauses, Neuenbeken, der Errichtung der Missionschule und der Betreuung derselben. Mit wahrhaft väterlichem Interesse verfolgte er die Entstehung unseres Herz-Jesu-Krankenhauses in Paderborn und des Theresianums in M. Gladbach, dessen erste Einweihung er mit besonderer Freude vollzogen hat. Seine Sorge erstreckte sich auf alle Interessen des Mutterhauses, auf das Gedeihen der Mission in Süd-, Ost- und West-Afrika, Dänemark und Amerika.

Überladen von Arbeiten für Kirche und Vaterland, fand der teure Verschiedene immer noch Zeit, sich ganz den Interessen unserer Genossenschaft zu widmen und in väterlicher Treue für sie einzustehen in all den Bedrängnissen, welche die heutigen Zeitverhältnisse in steigendem Maße mit sich bringen. Mit stets freundlichem Lächeln, mit humorvollem Gleichmut verstand er es, der größten Schwierigkeit die Spitze abzubrechen und den Betreffenden Mut einzuslößen.

Wir können und dürfen es darum nicht unterlassen, öffentlich unsern tiefgefühlten Dank in diesem schwachen Nachruf zu bezeugen und dem hohen Dahingeshiedenen ein treues Andenken, besonders im Gebete, zu bewahren.

Die Generalleitung
der Genossenschaft der Missionschwestern
vom kostbaren Blut.



Ausstellung St.-Josephs-Konvent, Jangibar, 1932.

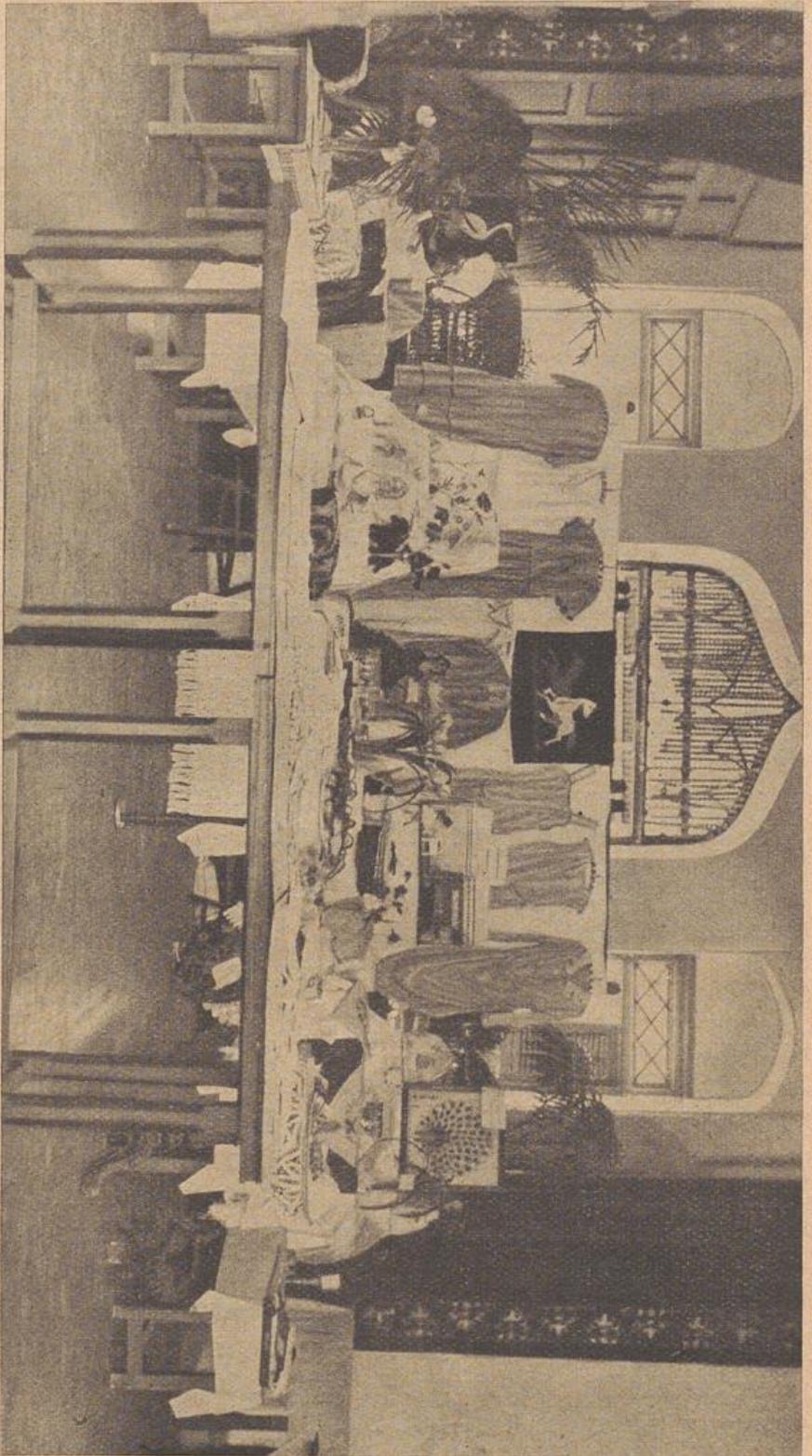
Ausstellung in Zanzipar

Von Schw. M. Hermenegildis

Wir hatten hier eine Ausstellung von Schularbeiten, Schönschreiben, Diktate, Aufsätze, Zeichnen, Malen, Handarbeiten, Hand- und Maschinennähen, Kunststickerei usw.; auch die Küche, vom einfachsten Mahl bis zur feinsten Konditorei, war vertreten. Alle zehn Mädchenschulen von hier beteiligten sich. Die Ausstellung war ein höchst interessantes Ereignis. Eine Nähmaschine sollte als Preis der ersten Schule gegeben werden, und der Wett-eifer war deshalb groß. Die Ausstellung war in einer öffentlichen Halle, und jede Schule erhielt ihren bestimmten Platz. Am 1. September, morgens 10 Uhr, mußte alles fertig sein, und niemand mehr durfte die Halle betreten, nur die 10 Richter, 3 Damen und 7 Herren. Keiner der Richter durfte wissen, wo die einzelnen Schulen ihren Platz hatten, die nummeriert waren von 1 bis 10. Die Richter hatten von 10 bis 1 Uhr Arbeit, dann war die Halle für das Publikum geöffnet. Schwester Odalinde und ich waren hingegangen, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei, als plötzlich der Resident mit seiner Gemahlin auf uns zukam und mir laut sagte: „Sie haben den Preis gewonnen“, was dann etwas später auch öffentlich verkündigt wurde. Das war natürlich eine Freude.

Schwester Renata schreibt über die gleiche Ausstellung folgendes:

Mit der Ausstellung der Handarbeiten war auch die der Schularbeiten verbunden. So hatten wir in Geographie neben geographischen Skizzen „Eskimo-Heim, Eskimo-Land im Sommer und Winter“ dargestellt. Auch Eskimo-Leute mit Hunden und Schlitten waren darauf zu sehen. Eine andere Klasse hatte ein Bauernhaus mit Umgebung modelliert, und wieder eine andere eine Puppenwohnung aus Karton gebaut. Diese Sachen erweckten Liebhaber und machten unsere Ausstellung interessant und für unsere Schule recht günstig, denn die Goanesen sind fast nicht zufriedenzustellen. Beinahe alle 14 Tage erscheint das Schulbesuchs-Komitee. Kürzlich haben sie wieder einen neuen Syllabus aufgestellt, und in den nächsten Wochen erwarten wir wieder Inspektion.



Ausstellung St. Josephs-Konvent, Tamskar, 1932.

Kleine Nachrichten aus Mariannahill

Von Schw. M. Theobalda

Der November steht im Zeichen des Examens. Gleich am 1. November, dem schönen Feste Allerheiligen, begannen die Inspektoren ihr Geschäft. Für dieses Mal galt es besonders der Industrieschule; da wurde geprüft im Kochen, Nähen, Waschen, Stärken, Bügeln, Haushalt usw., in Flechtarbeit der Körbe und Matten usw. von Weiden und gewissen Gräsern. Auch mußten sie zeigen, daß sie den Herd und den Küchenschrank putzen konnten. Aber auch der Gesang-Inspektor waltete seines Amtes im Seminar. Erleichtert atmeten alle auf, als am Freitag, den 4. November, die Inspektoren Mariannahill verlassen hatten. Besonders froh war Schwester Cölesta, die zum erstenmal in Küchenarbeit usw. unterrichtet hatte; ihre freudige Miene sagte uns auch ohne Worte, daß die gestrenge Inspektorin zufrieden war.

Unterdessen meldeten sich schon andere Inspektoren. Am Montag, dem 7. November, trafen nicht weniger als vier ein. Das gab eine heiße Woche für Schüler und Lehrpersonal. Die Schüler sollten ihre Fertigkeit in der Praxis zeigen. Gewöhnlich wird ihnen 20 Minuten zur Vorbereitung gegeben, und während sie die Lehrprobe halten, sind 2, 3 oder gar 4 Inspektoren anwesend. Wer will es da den armen schwarzen Lehramtskandidaten verargen, wenn sie ein Zagen überkommt in Gegenwart so vieler gestrenger Herren!

War diese gefürchtete Woche vorüber, dann war das Schlimmste vorbei. Beinahe eine ganze Woche brauchte es, weil die Zahl der Schüler und Schülerinnen so groß war. Das schriftliche Examen im Dezember ging schneller vonstatten, denn da erhielt jedes Kind der betreffenden Klasse den gleichen Fragebogen und hatte eine bestimmte Zeit für die Beantwortung.

Eine schöne Abwechslung zwischen diesen zwei Examenswochen war die erhebende kirchliche Feier der heiligen Taufe und Erstkommunion am Samstag, dem 5., und Sonntag, dem 6. November. Die Zahl der Täuflinge war eine Auslese; es waren 29 Erwachsene, und davon 26 Konvertiten und 3 Heiden. Der Übertritt der 26 Konvertiten und die bedingungsweise Taufe derselben sowie die Taufe der drei Heiden, war die eindrucksvolle Feier des Samstags. Am Sonntag durften diese 29 Glücklichen mit den andern Erstkommunikanten zum Tisch des Herrn hinzutreten; im ganzen waren es 86, jung und alt, am stärksten war das weibliche Geschlecht vertreten, und besonders junge Mädchen. An solchen Tagen ist die Kirche gedrängt voll, und wenn die Erstkommunikanten die heilige Kommunion empfangen haben, drängt sich eine große Schar

Gläubige zum Tisch des Herrn; Vater, Mutter, Geschwister, Onkel, Tante, Pate, alles will teilnehmen am Glück der Erstkommunikanten. Gewiß wird der göttliche Seelengast alle mit freigebiger Liebe segnen!

Die verhältnismäßig große Zahl der Konvertiten zeigt immer wieder, wie so manche edle Seele sich in andern Glaubensgemeinschaften nicht mehr wohl fühlen, so bald sie den katholischen Glauben kennengelernt haben. „Southern Cross“ berichtet auch häufig von Konversionen der Weißen in hiesigen Städten oder Ortschaften.

Die Herren Inspektoren sagten vom praktischen Examen, daß die Schüler und Schülerinnen im allgemeinen „verry well“ (sehr gut) gearbeitet hätten. Daß bei über 90 Schülern der eine oder andere weniger Talent hat, versteht sich von selber.

K

Allerlei

Wie die Heiden in Süd-Afrika gegen unsere Schwestern gesinnt sind, zeigt folgende kleine Begebenheit: Eines Tages ging eine unserer Schwestern in Begleitung einer schwarzen Schwester zu einem etwa zwei Stunden entfernten Kraal, um einen Kranken zu besuchen. Unterwegs kamen sie an einem Kraal vorbei, in dem sie wohl schon früher Krankendienste geleistet hatten, und schauten hinein. Aber was sahen Sie? — Mehrere Männer bei einem Trinkgelage. Man sprang auf, setzte zwei Holzklöße vor die Schwestern und lud sie höflichst zum Sitzen ein. Diese sahen jedoch, daß sie dort überflüssig waren, und gingen bald weiter. Aber kaum hatten sie einige hundert Meter zurückgelegt, als zwei Männer schreiend und mit den Händen lebhaft gestikulierend, hinter ihnen herliefen. Aber die Schwestern kam große Angst; sie meinten schon, ihr letztes Stündlein sei gekommen und bereiteten sich darauf vor. Bald hatten die beiden Männer sie auch eingeholt. Und was wollten sie? „Die Männer“, so sagten sie, „haben uns geschickt, Euch für Euern Besuch zu danken; wir haben dies leider vergessen und bitten um Entschuldigung.“ Dann baten sie, gelegentlich den Besuch zu wiederholen.

Zeigt diese übergroße Höflichkeit und Dankbarkeit nicht eine sehr wohlwollende Gesinnung gegen unsere Schwestern?

K

**Zieh' vom Verdienst, wofür die Welt dich preist,
Von allem ab, was Gott dabei getan,
Und sieh dann, was für dich noch übrig bleibt.**



Ausstellung St.-Josephs-Konvent, Zanzibar, 1932.

100 100 100

Der böse Garimorchi

Aus Zanzibar

Garimorchi wohnte so ungefähr eine halbe Stunde weit von Walezo entfernt. Weil er immer kränklich war, besuchte ich ihn öfters, um ihn zu bewegen, doch ins Hospital zu gehen, denn seine Krankheit schien mir unheilbar. Ich dachte dabei nur an die Rettung seiner Seele. Die Sache ging aber nicht so leicht. Als ich das erste Mal zu ihm kam, fand ich ihn draußen vor der Tür; und als er mich bemerkte, senkte er seinen Kopf zwischen seine Knie und schaute sinnend zur Erde. Freundlich sagte ich zu ihm: „Mein Freund Garimorchi, wie geht es Dir?“

„Wer hat Dich gerufen?“, sagte er zornig.

„Niemand,“ erwiderte ich; „ich weiß schon lange, daß Du krank bist. Ich bin gekommen, um Dir zu helfen. Wenn Du willst, so gebe ich Dir Medizin, oder Du kannst auch ins Hospital kommen.“ Da richtete er seinen Kopf in die Höhe und fing an zu schimpfen und zu toben und sagte: „Du Rezer, Du willst mich nur hineinlocken ins Hospital, und dann wirst Du mir Wasser über den Kopf schütten, damit ich bald sterbe. Nein, nie und nimmer. Meine Medizin hole ich mir aus der Stadt.“ Vergebens suchte ich ihn zu beruhigen; zuletzt wollte er mich anspucken, aber es gelang ihm nicht.

Unverrichteter Sache ging ich nach Hause. Ich besuchte ihn öfters, aber ohne Erfolg; schließlich gab ich meine Besuche auf und betete und opferte für ihn.

So verflossen einige Monate; ich hörte nichts mehr von ihm.

Eines Tages rief man mich zu einem Kranken; sofort machte ich mich mit einem Begleiter auf den Weg, denn es war weit. Als wir eine Strecke gegangen waren, erhob sich ein starkes Gewitter, so daß es nicht ratsam war, weiter zu gehen. Ich sagte zu meinem Begleiter: „Wir kehren auf einem andern Weg nach Hause zurück.“

Wir gingen durch ein Gebüsch; die Häuser lagen vereinzelt, zuletzt kamen wir an einer Hütte vorbei, vor deren Türe ein armer kranker Mann saß. Es war Garimorchi.

Sofort ging ich zu ihm hin, drückte meine Freude aus, ihn wieder zu sehen, und ich sagte zu ihm: „Warum bist Du denn hier?“

„Ja“, antwortete er, „sieh, ich bin ganz arm, man hat mich hinausgeworfen, und sieh, wie krank ich bin.“

Ich erwiderte: „Ja, willst Du denn jetzt mit mir kommen?“

„Ich will“, war die Antwort. „Aber kannst Du mich jetzt noch lieben?“

„Ja“, sagte ich, „wie ich Dich liebe, wirst Du erst sehen, wenn Du bei mir bist.“

Am andern Morgen wurde er gebracht. In den ersten Wochen erholte er sich ein wenig, aber dann wurde es wieder

schlimmer. Somit mußte man an den Hauptzweck, die Rettung seiner Seele, denken. Zuerst erzählte ich ihm von der Liebe und Barmherzigkeit Gottes, worüber er ganz gerührt war.

Nach zwei Tagen willigte er mit großem Verlangen ein, getauft zu werden. Er erhielt den Namen „Joseph“. Es war gerade in der Karwoche. Am heiligen Karfreitag mußte er sehr viel leiden, und er tat es mit erbaulicher Geduld, die Hände über der Brust gefaltet. Als ich ihn an das Leiden Christi erinnerte, schaute er mich an und sagte: „Ich liebe es auch, für Jesus zu leiden; ja, ich habe Schmerzen“, und dann wiederholte er einige Stoßgebeten. In der darauffolgenden Woche starb er ohne schweren Todeskampf.



Mashonajugend vor vier Jahren und jetzt

Von Schwester M. Vera

Es war schon spät für Klosterbegriffe, nach 8 Uhr abends. Die müden Glieder sehnten sich nach Ruhe nach einem Tagewerk, das schon um 4 Uhr morgens, beim ersten Morgengrauen, beginnt, dazu die glühende Hitze und Schwüle vor der Regenzeit. Da tönt das Geräusch eines Lastautos zu uns herüber und gleich darauf ein vielstimmiges Singen aus jungen Knabengehnen, so hell und jauchzend und triumphierend, daß sich unser Herz erweiterte und die Schläffheit der Glieder verschwand wie der Nebel vor der Sonne. Kein Wunder, daß da mit einem Schlag die ganze Schar der Kinder, Jungen und Mädchen, wie elektrifiziert aufsprang und den Sängern mit einem Jubelgeschrei entgegentürzte. Allmählich wurde es aber still, es wurden Erlebnisse ausgetauscht. Dann kam kurz darauf wieder ein Auto. Es war der hochw. Vater Superior unserer Mission, der eben von einem Besuch einiger Außenschulen zurückgekehrt war; er machte ganz gegen seine Gewohnheit einen Lärm, daß wir erschrocken aufstahren und an ein Unglück dachten. Belustigt über unsere verduzten Gesichter sagte er uns, wir möchten mit zum Lastauto kommen, da könnten wir etwas sehen. Wie im Traum gingen wir mit. In einiger Entfernung vor uns war die hell erleuchtete Autohalle, wimmelnd von dunklen Gestalten. Du liebe Zeit! So einen Polterabend hatten wir die neun Jahre, die wir hier sind, noch nicht erlebt. Dann leerte man einen großen Sack vor uns aus, der mit großen und kleinen Fischen bis oben an gefüllt war.

„Da kann man ja Fischmarkt abhalten“, sagte eine der Schwestern, als sie sich vom größten Erstaunen erholt hatte. Zu allem Überfluß lag da auch noch abseits ein zwanzig- oder noch mehrgfüßiger Riesenfisch und am Eingang der Halle ein

schwarzes Ungetüm, halb Wildschwein, halb Rhinoceros, mit ungeheuren Hauern, die zu beiden Seiten des Maules weit herausstanden. Endlich kam dann der hochwürdige Pater Superior, den Neugierigen das Rätsel zu lösen. Das Lastauto war vor einigen Tagen hinausgefahren, um unsere zwanzig Studenten vom Lehrerseminar in Kutama zu den Weihnachtsferien heimzuholen, und traf dann auf dem Rückwege mit dem hochw. Pater Superior in der Nähe einer Farm zusammen. Der Farmer, ein negerfreundlicher Herr, stellte den Buben ein großes Netz zur Verfügung, das sie jauchzend im nahen Fluß auswarfen und das sich zu ihrem unbeschreiblichen Jubel beim ersten Zug füllte. Wie oft waren früher die Brüder und Knaben geneckt worden, wenn sie trotz ausdauernder Arbeit nur einige winzige Fischlein heimbrachten, und auch der hochw. Pater Superior war nicht allzuoft so glücklich, einen Rehbock mit nach Hause zu bringen; und nun diese ungewöhnlich reiche, mühelos erworbene Jagdbeute.

Das ist ein treffendes Bild unserer Missionsarbeit. Wie haben sich vor 25 Jahren unsere Pioniere jahrelang abgemüht ohne den mindesten Erfolg, so daß sie allen Ernstes den Platz aufgeben wollten. Und bis vor etwa 3—4 Jahren hatten unsere Buben für alles Interesse, nur nicht für den Lehrer- und Katechetenberuf. Sie blieben nur so lange in der Schule, bis sie genug Englisch verstanden, um sich eine Stelle bei einem Weißen in der Stadt zu verschaffen. Und dann kamen auf einmal — ich weiß nicht wie — hoffnungsvolle und vielversprechende Bürschlein herbei, von allen Seiten; und statt abzunehmen, wie es bei diesen Leuten gewöhnlich ist, nimmt der Eifer stetig zu. Sie wollen Lehrer werden, um ihrer tieffstehenden Rasse aus dem sittlichen Elend herauszuhelfen; und zur Erreichung ihres Zieles bringen sie wirklich Opfer, benutzen die Mittagspause zum Lernen und bleiben nach hartem Tagewerk länger auf. Wenn sich die Kameraden zur wohlverdienten Ruhe legen, martern sie ihr Hirn noch eine Stunde lang mit widerspenstigen Buchstaben oder Zahlen. Und so ist es dann begreiflich, daß nicht selten so ein Kerlchen am Jahreschluß eine oder gar zwei Klassen überspringt. Hätte mir das jemand vor drei Jahren gesagt, so hätte ich hell gelacht und gesagt: „Da kennen Sie die Makaranga nicht!“

Also bleibt es ewig wahr: was bei den Menschen unmöglich scheint, das ist möglich bei Gott. Wir müssen nur den Schlüssel zu den Schätzen des Herzens Jesu brauchen, Geduld und Vertrauen, blinden Glauben an seine abgrundtiefe, überfließende Liebe. Es wird einmal offenbar werden, welche verborgene, glaubensstarke Seelen unserer Jugend die oben angeführten Gnaden verdient hat. Und wer von uns möchte nicht das seinige beitragen, um solch reiche Fischzüge zu ermöglichen.

Kindliches Gebet

Von einer Missionschwester vom kostb. Blut

In Einsiedeln, einer abseits vom Weltgetümmel liegenden kleinen Missionsstation, dem Lieblingsaufenthalt des hochseligen Abtes Amandus, meldeten sich Mitte November des Jahres 1930 zwei ältere Männer, echte Zulus vom alten Schrot und Korn. Mit naiver Beredsamkeit erzählten sie, daß sie vor mehr als dreißig Jahren öfters 2—3 Stunden weit her zum Sonntags-Gottesdienst gekommen seien und wie gut es ihnen gefallen habe. Dann aber seien sie als junge Burschen weit, weit fortgezogen. Nun aber auf einer Reise begriffen, seien sie wiedergekommen, um den Herrn in seinem Hause anzubeten.

Man zeigte ihnen die vergrößerte Kapelle. Freudig folgten sie der Einladung und betraten das Gotteshaus. Dort warfen sie sich sogleich auf die Knie und neigten das Haupt fast bis auf den Boden, dann salutierten sie mit erhobener Rechten und entboten dem auf dem Altare verborgenen Gott den königlichen Gruß „Bayete“! Nun begannen sie laut zu beten, so laut, daß man es draußen verstehen konnte. Ihr Gebet lautet in der Übersetzung ungefähr so:

„Du, unser Gott, der Du alles weißt, Du kennst auch unsere Wege. Hilf uns auf unserer Wanderschaft. Und wenn wir einstens sterben, hilf uns auch dann, denn Du weißt ja, wie leicht unser Herz vom rechten Wege ablenkt; hilf uns, daß es uns nicht irreführt.“

Dann begann der andere: „Du weißt, wohin wir einst gehen werden. Hilf uns den Weg zu Dir finden. Vater unser, der Du bist im Himmel, hilf uns, verlaß uns nicht!“ Dann zum Bilde der Gnadenmutter von Einsiedeln gewandt: „Maria, wir sehen Dich, wir betrachten Dich. Wir wissen, daß Du uns lieb hast, Du Mutter Jesu; wir bitten Dich, Du unsere liebe, süße, hehre Mutter, bitte für uns. Du bist gebenedeit, o Maria. Sei versichert, wenn uns unser Weg wieder hier vorbeiführt, dann besuchen wir Dich wieder, o Du Gebenedeite.“

Nun hub der erste wieder an: „O mein Gott, beschütze mich in meinem Leben. Du siehst mich hier in Deinem Hause und hier in Deinem Hause werde ich Dich wieder besuchen. O, wie freue ich mich, bei meinem Herrn und König weilen zu dürfen. Begrüßet seißt auch Du, Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit Dir. Du bist gebenedeit und gebenedeit ist die Frucht Deines Leibes Jesus. Amen, Amen, Amen.“

Bayete! Du unser König. Bayeta! Du hehre Königin. Beschüzet uns beide, verlaßt uns nicht. Schaut, es ist so weit, wohin wir gehen müssen. Schaut auf unsere Seelen. O Gott, Du bist so gut, und wir haben Dich durch unsere Sünden beleidigt. O, Du süße, hehre Jungfrau, bitte für uns. O, wie es uns

freut, Dich, unsern Herrn, gesehen zu haben, wir, die wir Seelen besitzen. Bayete! Unser Herr und König! Bayete! Unsrer Königin und Mutter.“

So beteten diese Heiden. Wir hörten ihnen ergriffen zu und erinnerten uns der Worte des Herrn: „Wahrlich, solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden.“

3

Die Wünschelrute des Negerleins Von Schw. M. Vera

Wohlbekannt sind die Märlein von der Wünschelrute, die unversehens das Los der Armen in eitel Gold und Flitter verwandelt. Etwas Ähnliches, doch mit dem Unterschied, daß es wahr ist, will ich unsern lieben Lesern von hier erzählen. — Klein Sarurayi ist das Negerlein, ein etwa 9 Jahre altes Mägdlein, mit einem lieben Gesichtchen und so großen treuherzigen Augen, die jedem Sympathie abgewinnen — und was die Wünschelrute ist — ja, da magst Du, lieber Leser, am Schlusse des Geschichtleins selber sagen.

Klein Sarurayi war das Glück wenig hold; sie wurde vor einigen Jahren mit einem älteren und jüngeren Brüderchen auf unsere Mission gebracht zur Beobachtung. Beide Eltern sind nämlich Aussäßige. Bis vor wenigen Monaten zeigte sich bei den dreien keine Spur der schrecklichen Krankheit, nur fiel uns auf, daß Sarurayi an den Beinen und Armen immer Ausschlag hatte, der, wenn er kaum vertrieben, an einer andern Stelle wieder ausbrach. Und dann kam das Verhängnis, langsam aber sicher. Es war zum Herzerbarmen. Nicht genug, daß die immer ärger werdenden Schmerzen das Kind am Gehen hinderten und sie nachts nicht schlafen ließen; das wäre noch zu ertragen gewesen; der Neger ist ja im allgemeinen im Ertragen von Schmerzen sehr zäh. Aber daß sie nun gemieden und von allen mit halb verachtenden, halb abergläubischen Blicken angesehen wurde, das war hart, sehr hart.

Kein Wunder, daß der sonst so kindlich fröhliche Ausdruck des Gesichtchens so unsäglich traurig wurde, ja einen Anflug von Bitterkeit annahm. Vergebens bemühten wir Schwestern uns, sie durch besondere Freundlichkeit und Pflege aufzumuntern. Noch vergeblicher war es, die Herzlosigkeit und Vorurteile der Kinder beseitigen zu suchen. Nichts ist ja bei diesen armen Kindern der Wildnis so tief gewurzelt wie der düstere Aberglaube, daß Krankheit und Unglück aller Art Zeichen des Fluches sind und darum Verachtung statt Mitleid verdienen. Selbst die Blutsverwandtschaft hebt diese Vorurteile nicht auf. Wer z. B. von einem Krokodil verwundet worden ist, mag

lieber in der Wildnis elendiglich umkommen, als menschliche Hilfe anzugehen; er weiß nur zu gut, daß er eher bei einem wilden Tiere als bei einem seiner nächsten Angehörigen Mitleid finden werde. — Nun zurück zu unserer Sarurani.

Die Ansteckungsgefahr wurde immer größer, und wir warteten mit steigender Ungeduld auf die Entscheidung des Arztes, den wir schon lange von dem Fall in Kenntnis gesetzt hatten. Andererseits sahen wir der Stunde, in der das Kind zur Ausfägigen-Ansiedlung gebracht werden sollte, mit Bangen entgegen. Wie entsetzlich schwer würde dem armen Kinde die Fahrt werden. Doch der Arzt kam nicht; und es war gut, denn so hatte die Wünschelrute Zeit zum Wachsen. Über dem Warten verschwand allmählich das Anschwellen der Beine und der Ausschlag an den Händen und Armen, jedenfalls infolge des vielen Badens. Und so verschwand auch das mißtrauische Wesen der Kameradinnen, die Sarurani sonst wegen ihrer Gutmütigkeit recht gern hatten.

Aus den Augen, aus dem Sinn! Die Zeichen der Krankheit waren für eine kurze Zeit verschwunden und damit auch alle Vorurteile. Inzwischen kam dann die Nachricht von dem Ausfägigenheim, daß Sarurani an dem und dem Tage zur bestimmten Stunde nach Chilimangi gebracht, von wo aus sie dann weiter an Ort und Stelle gebracht werden sollte. Unsere Schwester Oberin machte sich immer noch Sorge, wie die Nachricht dem Kinde schonend beizubringen sei, und es gelang ihr vorzüglich. Ein paar Minuten später kam eine Vierjährige und sagte: „Schau doch mal, Schwester, die Sarurani tanzt.“ Und Schwester Annaberta sagte: „Ja, was ist denn mit der Sarurani los? Die steht in der Kuchentüre, wo sie sich früher nie hinwagte, und macht solche Sprünge; sie ist ganz außer sich vor Freude.“

„Ja,“ erwiderte Schwester Oberin, „ich habe ihr gesagt, der hochw. Herr Pater Superior würde sie heute spazieren fahren mit dem Auto, um ihre Mutter im Ausfägigenheim, die, dank der geschickten Behandlung des Arztes fast wieder hergestellt ist, zu besuchen. Später dürfe sie dann wieder zurückkommen.“ Und als Sarurani dann ein nagelneues gedrucktes Kleidchen bekam, da wußte sie sich vor Stolz und Freude nicht mehr zu lassen. Und als sie dann wirklich im Auto davonfuhr, der hochw. Pater Superior vorn und sie allein hinten, stolz und glücklich wie eine Prinzessin, da kannst Du Dir denken, lieber Leser, daß die überrascht zuschauenden Kinder wirklich das Gefühl hatten, als sei aus der armen Ausfägigen urplötzlich eine stolze Prinzessin geworden, die der hochw. Pater Superior in eigener Person ausfährt.

Die Kreuzspinne

oder

aus dem Leben einer Wahrsagerin

Von Schwester M. Engelberta

1. Kapitel Ulembana.



Das Häßliche in der Natur hat seine eigentümliche Wirkung auf den Menschen. Vor Schlangen hat auch der Unerrockene einen unwillkürlichen Widerwillen. Hier spielt das Bewußtsein der Gefahr noch eine gewisse Rolle; anders bei den Spinnen. „Pfui, Spinne“, hört man oft rufen. Ja, die Spinnengewebe in den Zimmerecken sind mit Recht ein Dorn im Auge für uns gebildete Europäer.

Sedoch bei den Eingeborenen Afrikas hat die sonst so häßlich aussehende Spinne ein ganz anderes Ansehen; sie gilt, gleich den Schlangen, etwas so wie ein Geist und wird von keinem getötet. Vor einer Kreuzspinne aber haben sie sogar Ehrfurcht und zerstören gewiß niemals absichtlich ihr Spinngewebe.

Im Zululand, Natal (Süd-Afrika), hat sich in den neunziger Jahren eine ganz besondere Geschichte zugetragen, worin eine „Kreuzspinne“ eine auffallende Rolle spielte. So oft ich jetzt ein sehr schön gewebtes Spinnennetz, besonders von einer Kreuzspinne, sehe, erinnere ich mich wieder, daß auch Spinnen Gutes stiften können und eigentlich verkannte Nutztiere sind. Schädlich ist keine Spinne, vielmehr stehen sie samt und sonders als fleißige Vertilgerinnen von allerhand lästigen und schädlichen Käfern eigentlich im Dienste der Menschen. Soviel zu ihrer Ehrenrettung, weil ich sagte, daß es häßliche Tiere sind; seit jener Geschichte aber betrachte ich die Spinnen nicht mehr so feindlich. Also jetzt zu unserer Kreuzspinne, welche zu dieser rührenden, interessanten und zugleich erbaulichen Geschichte Anlaß bietet.

An den Ufern des rauschenden Inkonzosflusses, am Fuße des Latikulu-Waldes, befand sich ein großer Kraal mit vielen Hütten, welche der berühmte Unamandhla, d. h. der Mächtige, bewohnte. Er hatte mehr als zehn Weiber, viele Kinder, große Viehherden, Rinder, Schafe, Ziegen, auch mehrere Pferde. Das Frühlingsfest, welches die Eingeborenen Süd-Afrikas immer großartig feiern mit Tänzen und Biergelagen, brachte ihm aber im Jahre, es mußte ungefähr 1875 gewesen sein, eine ganz besondere Freude. Sein Lieblingsweib Mnandi, d. h. die Süße, gebar ihm ihr erstes Kind. Es war ein Mädchen; auffallend schön, groß und stark, was das Wunderbarste an dem Kindlein war: es hatte auf dem Rücken ein Muttermal, ein Zeichen in der Gestalt einer Spinne und in der Mitte ein Kreuz. Also,



Schwester Jemgard mit kleinen Negerlein in Mariannhill.

eine Kreuzspinne; ein Tier, welches die Eingeborenen in die Geisterschar einreihen; das war offenbar von großer Bedeutung. Aber die Schlangen und Spinnen haben ja die schwarzen Völker allerlei Gedanken und Phantasien, ähnlich wie im Deutschen das Sprichwort besteht: „Spinne am Morgen bringt Kummer und Sorgen“, „Spinne am Abend erquickend und labend.“ So haben auch die Eingeborenen derartige Aussprüche und glauben natürlich ganz fest daran.

Nun, es war ein wonniger Frühlingsabend, an dem die Sonne rosig unterging, und die Hütte, worin Mutter und Kindlein lagen, wie mit einem Glorienschein bestrahlte. Der Zauberer wußte sich die Sache gleich gut zu deuten. Aus dem Mägdlein würde ganz bestimmt eine „Wahrsagerin“ werden. Es wird die Zukunft lesen können, es wird ein Gnadenkind der amaschlozi (Geister) werden — und er, der Mächtige (Unamanschla) ist der Vater dieses Kindes seines jüngsten und schönsten Lieblingsweibes Mnandi. Er war schon reich, aber die Zukunft versprach ihm mit diesem Wunderkinde noch viel größeren Reichtum und Macht. Die Wahl eines passenden Namens für die Kleine war nicht schwer. Die Kreuzspinne steht schon auf ihrem Rücken wie eingegraben, also soll sie auch „Kreuzspinne“, d. h. Ulembana heißen.

Drei Tage wurde das Geburtsfest gefeiert; Ochsen und Ziegen wurden geschlachtet und den Hausgeistern geopfert. Mit dem Blute der Opfertiere wurde die kleine Ulembana bespritzt und auch deren Mutter Mnandi, welche ganz selig das Kind

in ihren Armen hielt. Ulembana, die kleine Kreuzspinne, gedieh prächtig, wie von selbst, war niemals krank, wie doch sonst die Zulu-Babys immer etwas kränkeln, besonders die Erstgeborenen oft sogar sterben. Offenbar, Ulembana stand in hoher Gunst bei den Geistern.

So wuchs das Kind in seiner heidnischen Umgebung heran, wurde größer und größer und verständiger, und bekundete ein auffallend ernstes, stilles Wesen. Ulembana spielte nicht soviel wie andere Kinder, war gern allein und saß oft stundenlang an der Wasserquelle, hörte dem Rauschen des Flusses zu und hatte so ihre eigenen Gedanken. Sie waren alle noch Heiden, und auch das Mädchen wurde in all ihre heidnischen Gebräuche eingeführt; aber Ulembana stieß manches sehr ab. Sie hörte zuweilen auch von Nkulunkala, dem großen Gott, reden, und dann dachte sie viel darüber nach. Sie war eine große Liebhaberin des Sternenhimmels und fragte sich: „Warum hat Gott diese schöne Erde, Sonne, Mond und Sterne erschaffen? Für wen? Was will er von den Menschen, die er geschaffen?“ Das kluge Mädchen kannte auch die bösen Taten seines Vaters, des Zauberers; es entsetzte sich darüber und wollte die Geister nicht anbeten. Als es etwa 12 Jahre alt war, wollte es der Vater in die „schwarze Kunst“, Zauberei, Wahrsagerei, einführen. Ulembana wehrte sich und sagte ernst und bestimmt: „Vater, ich bitte Dich, lasse ab von Deiner Arbeit, sie ist von einem bösen Geiste, und Dein Ende, o Vater,“ sie stieß es weinend aus, „wird auf dem Galgen sein. Die Abelungu (Weißen) werden Dich aufhängen.“ Erschrocken und zugleich wütend über diese ihre Rede, schlug sie der Zauberer auf den Mund und schrie: „Kreuzspinne, behalte Deine Weisheit, sonst werde ich ein Netz um Dich spinnen für solch unsinnige Wahrsagerei; bei mir, dem Mächtigsten der Zauberer, wird das niemals eintreffen.“ Von dieser Stunde an war das Verhältnis zwischen dem Vater und seiner Lieblingstochter ein gespanntes und mißtrauisches. Auch Nuandi ihre Mutter, mochte der mächtige Unamanschla nicht mehr so gerne; er hatte ja indessen auch längst schon wieder mehrere junge Weiber genommen und jetzt ein anderes Lieblingsweib, Nomabukali (die Scharfe), welche ihrem Namen alle Ehre machte und besonders auch Ulembana, der Kreuzspinne, wie man sagt, ganz „spinnefeind“ war. Diese hat die Mißstimmung gar bald wahrgenommen und den Vater gegen die Tochter aufgeheizt. „Das Mädchen ist eine geborene Wahrsagerin; nicht umsonst hat sie die Kreuzspinne auf dem Rücken“, sagte sie zu dem Zauberer, „Du brauchst sie gar nicht in dieser Kunst zu unterweisen, sie wird einmal gegen Dich auftreten und Deinen Ruhm verdunkeln. Ganz gewiß. Nicht umsonst sitzt sie nachts auf dem Steine und schaut und schaut zum Sternenhimmel empor.“

Fremde Geister unterrichten Deine Tochter, und sie wird Dir den Nacken brechen, glaube mir." So sprach das boshafte Weib.

Um das Jahr 1887 herum siedelten sich die ersten Missionare in dieser Gegend des Inkonzo-Flusses an und errichteten auf hohen Bergesspitzen ein steinernes oder hölzernes Kreuz zum Zeichen, daß sich eine Mission daselbst befindet; sie bauten ihre Kirchen und Kapellen und errichteten Schulen und Krankenstätten für die Eingeborenen. Wie die Morgenluft, so sonnenklar und rein, drangen die hellen Glockentöne bis zum Latikulu-Wald am Ufer des Flusses. Ulebana hörte es, und es klang ihr wie himmlische Musik in den Ohren. Gar bald wurde sie auch mit Menschen bekannt, welche ganz wunderbare Dinge von den Mönchen im weißen, wallenden Gewande erzählten, von der Lehre Jesu Christi berichteten und von der liebehaltigen Frau im himmelblauen Kleide, und ihr auch Heiligenbildchen zeigten. Sie nannten sich Christen, diese Leute, waren sitzhaft gekleidet, liefen nicht mehr nackt wie die wilden Heiden, und machten einen guten Eindruck auf Ulebana.

Im Kraale des Zauberers aber waren alle wütend über die Nähe der Mission und verboten den Kindern, dahin zu gehen. Sie werden verzaubert von den Christen, sagten sie; und als einmal mehrere Knaben, von Neugierde getrieben, die Missionskirche am Berge besuchten, bekamen sie Prügel und wurden von den Eltern an einen Pfahl festgebunden. Ulebana zog es mit Allgewalt zur Missionsstation hin; sie betete und flehte insgeheim zum Nkulunkulu, „zum großen Gott“, ihr doch zu helfen, eine Christin zu werden. Der Zufall führte das Mädchen einmal auf dem Wege mit zwei Missionschwestern zusammen, welche in einem Kraal eine kranke Frau besucht und in Todesgefahr getauft hatten. Ulebana sah und hörte alles, was die guten Schwestern taten und sprachen, wurde ganz ergriffen von der Milde und Freundlichkeit der Schwestern, welche sich beim Abschiede aus der Hütte der Kranken auch ihr liebevoll nahen und sie einladen, doch auch einmal zur Kirche zu kommen. Von diesem Tage an sann Ulebana fortwährend über das Christentum nach; die lieben Schwestern mit dem weißen Schleier als Kopfbedeckung und dem Kreuzchen an der Brust am blutroten Bändchen gingen ihr nicht mehr aus dem Sinn.

Ulebana war 15 Jahre alt geworden; da ereignete sich etwas Besonderes. Am Ufer des Inkonzo wurde eine Frau, bereits Christin, mit abgeschnittenem Kopfe gefunden. Es war so dies im Zululand nichts Neues; wurden doch jährlich, meistens in der Frühlings- oder auch Herbstzeit, 4—5 Leute umgebracht, vielfach deren Köpfe, Hände, Eingeweide, am liebsten das Herz, herausgeschnitten. Aber so nahe am Latikulu, beim Fluß am hellen Tage, das erregte doch großes Aufsehen.

(Fortsetzung folgt.)



F ü r d i e K i n d e r

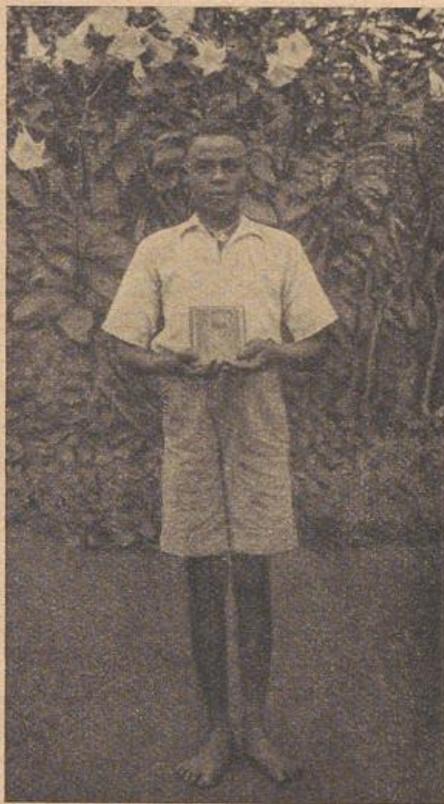
Tschuma

Von Schwester Ancilla

Eines Tages kam ein kleines Negerbüblein auf die Mission und bat, man möge es dort behalten, unterrichten und taufen. Es war mager, scheu und ängstlich und mochte etwa 9—10 Jahre zählen. Seine ganze Habe, ein altes schmutziges Tuch, hatte er fest um den schlanken Körper gezogen. Nun wartete der Kleine, seine unschuldigen Augen fragend auf uns richtend, was es mit ihm geben werde. Ganz fremd war er uns nicht mehr, denn sein Lehrer hatte bereits von ihm erzählt, und er kam auch fast jeden Sonntag zur Kirche. Tschuma, so heißt das Kind, kam aus einer stockheidnischen Gegend, in der nur noch der Islam einigen Eingang gefunden hat, das Christentum aber gehaßt wird. Nur ganz wenige Kinder besuchen die Schule, welche die Mission dort errichtet hat. Die meisten möchten wohl lesen, schreiben und rechnen lernen; denn allmählich beginnt es auch dem Neger zu dämmern, daß ungeschulte Leute es im Leben nicht weiter als zum Feldarbeiter oder Lastenträger bringen. Hingegen sticht ihnen das Amt irgendeines Schreibers oder Handwerkers, die besser gekleidet einhergehen und sich „Fundi“ (Meister) nennen lassen, in die Augen. Aber weil in den Missionschulen den Kindern an erster Stelle vom wahren Gott erzählt wird, so fürchten die Alten, ihre Kinder möchten das Heidentum verlassen, und halten sie zu Hause. Den kleinen Wildfängen selber ist dies nicht so arg; sie tollten oft lieber in Feld und Wald herum, fangen Vögel und jagen Affen, als daß sie sich stundenlang mit dem Erlernen von Dingen abplagen, die ihre Eltern auch nicht verstehen und deren Nutzen sie noch nicht begreifen.

Unser kleiner Tschuma aber dachte anders. Er zählte zu den 10—12 Kindern, die sich ein Herz faßten und zur Schule kamen, um wenigstens einmal zu sehen, was es dort gebe. Der Lehrer, ein recht einfacher, aber braver Christ, hatte bald sein Herz und sein Vertrauen gewonnen. Mit Aufmerksamkeit und Spannung folgte Tschuma täglich dem Unterricht, wo er von der Sünde hörte, von Himmel und Hölle; dann auch vom Jesukind, das für uns vom Himmel kam, uns lehrte, wie wir leben sollen, und das später all sein Blut und Leben für unsere Rettung hingab. Auf das unschuldige Kind machten diese christlichen Wahrheiten einen tiefen Eindruck und bald reifte in ihm der Entschluß: „Ich werde Christ. Aber wie?“ das machte unserm braven Tschuma viele Gedanken. Er sagte sich: „Hier bleiben in heidnischer Umgebung, im heidnischen Kraal? Nie werde ich Ruhe bekommen und man wird kein Mittel unversucht lassen, mich davon abzubringen.“

Eines Tages faßte das kleine Bübchen sich ein Herz und sagte seinen Eltern, es wolle auf die Mission gehen, um sich im christlichen Glauben unterrichten und taufen zu lassen. Da aber stieß es auf harten Widerstand. Auch die Heiden hier lieben ihre Kinder sehr und die Kinder hinwiederum hängen mit großer Liebe an Eltern und Heimat. Der größte Schmerz, den man z. B. einem Neger zufügen kann, ist, wenn man seine Mutter beschimpft. Nun mußte ihr Kind, ihr Liebling, ihnen das antun? Niemals werde er ihre Einwilligung bekommen. Tschuma aber blieb standhaft bei seinem Begehren, bis ihm die Mutter erzürnt sagte: „Du kannst gehen! Aber mein Kind bist Du nicht mehr und Deiner Eltern Hütte darfst Du nicht mehr betreten!“ So eine harte Antwort hatte er nicht erwartet. Ihm, dem kleinen Knaben, sollte durch Annahme der katholischen Religion das Liebste auf der Welt genommen werden? Er, ein unversorgtes, schwaches Kind, soll keine Heimat, keine Mutter mehr haben? Keine Mutter, die er als gutes Kind überaus lieb hatte? Sein Herz blutete bei dem Gedanken!



Tschuma.

Doch Tschuma blieb treu. Betrübt, aber entschlossen verließ er alles, was er besaß, und lenkte seine Schritte zu der mehrere Stunden entfernten Mission.

Der Pater Missionar sah sich das Bübchen an und nahm es auf. In den ersten Tagen saß der Kleine oft ganz allein am Schwesternhaus, schaute scheu und bange die Schwestern an, und man sah, wie er litt. Ost ging ich zu ihm und es dauerte nicht lange, da hatten wir gute Freundschaft geschlossen. Tschuma hatte in den Schwestern Mütter wiedergefunden und langsam wurde er anders. In der Schule ist er fleißig und artig und zeigte gutes Talent. Auch gewachsen ist er und hat dicke Wangen bekommen, wie beiliegendes Bild von ihm zeigt. Seine Angehörigen schienen sich anfangs nicht um ihn zu kümmern; nach einiger Zeit aber schickte sein Onkel einen Boten und bat ihn dringend, doch zu ihm auf Besuch zu kommen. Unser Tschuma aber durchschaute seine Pläne und sagte, er werde gewiß den Onkel besuchen, jedoch erst, wenn er getauft sei. Dieses hohe Glück wird ihm, so Gott will, am kommenden hochheiligen Weihnachtsfeste zuteil werden, und er freut sich sehr darauf.

Betet für ihn, liebe Kinder, daß er dem heiligen Glauben, für den er schon so große Opfer gebracht, immer treu bleiben möge.

„O Jesulein, komm und mach mich fromm!“

Von Schwester Engelberta

„O Jesulein, komm und mach mich fromm!“, so betete oft und innig unser liebes Lieschen, ein krankes, kaum sechs Jahre altes Wadschaggamädchen. In gesunden Tagen war Lieschen ein frisches, dickes, pausbackiges Kind gewesen, immer munter und sangeslustig. Da auf einmal wurde es kurze Zeit vor dem heiligen Weihnachtsfest krank; es konnte nichts mehr essen und wurde von Tag zu Tag immer schwächer.

Ganz still und ergeben trug das schwarze Kind seine Leiden. Wenn man vom Weihnachtsfest sprach, vom lieben Christkindelein, oder wenn die Weihnachtslieder, die eingeübt wurden, bis ins Krankenstübchen hinüber tönten, dann wurde Lieschen trotz der vielen Magen- und Leibschmerzen ganz freudig und sagte: „O, ich möchte lieber sterben. Laßt mich nur sterben und gebt mir nicht so viele Medizinen, ich möchte so gerne sterben und in den schönen Himmel kommen!“

Unsere gute Natalia, ein braves schwarzes Mädchen, pflegte die kleine Kranke am meisten und betete viel mit ihr. Wie freute sich diese gute Seele, wenn sie Lieschen allein vor dem Bilde des Jesukindes kniend fand oder es in seinen Schmerzen leise wimmern hörte:

„O Jesulein, komm und mach mich fromm!
Daß ich zu dir in den Himmel komm!“

In der Wadschaggasprache klingt das Gebetlein auch so schön und innig und diese Worte mochten wohl dem armen kranken Kinde so sanfte, stille Geduld verleihen, daß es seine Schmerzen so ergeben ertrug und seine Umgebung gar nicht viel plagte.

Nur wenn man ihm etwas zu essen brachte, dann weinte Lieschen, denn es hatte gar keinen Appetit und bekam schreckliche Magenschmerzen. „O, laßt mich doch sterben,“ flehte es oft, „wozu soll ich noch essen? Ich will ja in den Himmel gehen.“

Ihre kleine Freundin Theresia besuchte sie oft. Beide waren noch ganz klein, als sie zusammen auf die Mission gebracht und von den Schwestern mühsam aufgezogen wurden. Lieschen war erst acht und Theresia erst drei Tage alt. Diese zwei kleinen Mädchen waren stets unzertrennliche Gefährtinnen, gleich gekleidet und gleich groß und liebten sich innig. Thereschen ermunterte die kranke Freundin: „Iß doch, Lieschen, sonst mußt Du sterben. Bald ist Weihnachten, da wird es in der Kirche sehr schön und wir singen das schöne Lied ‚Gloria in excelsis Deo‘.“ Da lächelt die kleine Kranke und sagte: „Ich werde im Himmel dies schöne Lied singen, viel, viel schöner wird es dort oben sein bei den lieben Engelein.“

Wirklich, es kam so. Gerade vor Weihnachten starb Lieschen so still, so sanft und voll heiliger Sehnsucht nach dem „Mtoto Jesus“ (Jesuskind).

„O Jesulein, komm und mach mich fromm,
Daß ich zu dir in den Himmel komm!“

Das waren Lieschens letzte Worte, letzte Gedanken gewesen. So schön und friedlich lag es da in ein weißes Tuch eingehüllt, mit weißen Rosen geschmückt, ein Kränzlein auf dem schwarzen Köpfchen. Um den kleinen Mund spielte ein sanftes Lächeln. Thereschen weinte bitterlich. Aber Natalia sagte: „Weine nicht, siehst Du nicht, wie lieb Lieschen lächelt? Vielleicht singt und jubelt es jetzt mit den lieben Engelein und singt: ‚Gloria in excelsis Deo.‘“

Auflösung der Scherzfrage aus vor. Nummer

Die Biene.



Gebetserhörungen

Dank dem heiligen Thaddäus für die auffallende Hilfe in einem besonderen Anliegen. Eine Missionschwester vom kostbaren Blut.

Dem heiligen Moses Dank für Hilfe in großer Wassernot.
Eine Missionschwester in Süd-Afrika.

Lustige Ecke

Lehrer: „Wer war nicht froh, als der verlorene Sohn nach Hause zurückkehrte?“ Er erwartete als Antwort: „Der ältere Bruder“, doch er war unzweifelhaft sehr überrascht, die Antwort eines Kleinen zu hören: „Das Kalb!“

Lehrer: „Die erste Bedingung bei allem, was man lernt, ist: auf den Grund gehen, auf den Grund gehen!“

Schüler: „Ich glaube, daß das für mich nicht das Richtige ist.“

Lehrer: „So, warum denn nicht?“

Schüler: „Ich möchte Schwimmen lernen!“

Lehrer: „Wo liegt Madeira?“

Schüler: „Im Weinkeller meines Vaters.“

Peter: „Welcher Unterschied ist zwischen einem General und einer Uhr?“

Karl: „?“

Peter: „Der General macht die „Taktik“, und die Uhr macht „Tiktak“.“



Eingegangene Spenden

Für Heidenkinder: Waldfeucht, 21 Mk., Joseph Franz; Wassenberg, 50 Mk., Antonius und Elisabeth; Menden, 21 Mk., Anton; Pachten, 21 Mk., Maria Theresia; Colonnowska, 21 Mk., Konrad; Horrem, 21 Mk., Margareta Singlar; Bielefeld, 21 Mk., Wilhelm; Saarbrücken, 21 Mk., Magdalena; Büren, 21 Mk., Augustina; Neuß, 21 Mk., Antonius; Biersen, 21 Mk., Peter Paul Heribert.

Für die Mission: Herkenrath 10 Mk.; Hindenburg-Zaborze 10 Mk.; Holthausen 2,50 Mk.; Polska 0,50 Mk.; Dedenstockach 2,50 Mk.; Brenig, das Ergebnis einer kleinen Verlosung, 30 Mk.; Markelsheim 5 Mk.; Oberkail 4 Mk.; Schuffenried 2,50 Mk.

Für Missionszwecke: Chrzumezük 5 Mk.

Armenbrot für die Heidenkinder, gesammelt von mehreren Wohltätern Neidingen 50 Frs.

Almosen: St. Bith, zu Ehren des heiligen Joseph in besonderen Anliegen, 66 Frs., Duisdorf 3 Mk.; Horrem 10 Mk.; Neurode 1 Mk.; Bühne 2,50 Mk.; Kirchhellen-Holthausen 1,50 Mk.; Würselen 4 Mk.; Aischberg 5,50 Mk.

Für die Missionschule zur Heranbildung armer, braver Mädchen zu Missionslehrerinnen: Neidingen, zu Ehren der heiligen Familie, 200 Frs.; Neidingen, zu Ehren des heiligen Antonius, 150 Frs.; Colonnowska 10 Mk.; Halberstadt 6 Mk.; N. N., für eine Patenstelle, 100 Mk.

Allen unseren lieben Wohltätern ein recht herzliches Vergelt's Gott!

Als das Jesuskindlein 40 Tage alt war, brachten es Maria und Joseph zum Tempel, um es dem Herrn darzustellen, sie opferten das Opfer der Armen, nämlich ein paar Turteltauben.

O heilige Familie, o Jesus, Maria und Joseph, vereinigt die Opfer unserer lieben Wohltäter mit eurem Opfer und bringet sie dem himmlischen Vater dar zur Rettung der unsterblichen Seelen! Sendet Gnade und Segen vom Throne Gottes auf deren Familien zurück! Ja segnet und schüzet sie Tag für Tag!